

www.e-rara.ch

Rückblicke auf mein Leben

Gutzkow, Karl

Berlin, 1875

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 42.596

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-68347>

III.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

III.

Es ist ein seltsam bedingter Anblick — der erste Theaterzettel, der uns den Beginn unserer theatralischen Laufbahn ankündigt!

Auch der Schauspieler mag gebannt stehen vor der ersten Straßenecke, wo derselbe zum ersten Male seinen Namen, vielleicht für eine bescheidene Rolle, einen Stuhl, einen Tisch hinauszutragen, eine Meldung zu machen: „Der Wagen ist vorgefahren!“ im Personenverzeichnis gedruckt lieft. Ja! Vorgefahren ist ein Wagen! Ein Flügelwagen zu einer Luft-Laufbahn! Wie oft paßt Clärchens Wort darauf: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“ Es ist die Fahrt, die der Theaterdichter und der Schauspieler zugleich machen. Der innerste Mensch, die Person, das heiligste Sein und Weben der Lebensfasern ist es, das sich bei ihr preiszugeben hat! Jakob rang im Rebel mit einem Engel. Die erfindende Phantasie eines Dramatikers ringt immerfort im Rebel mit einem Dämon. Dieser heißt die Sorge um den Erfolg. Er — balgt sich noch beim Lampenlicht mit dem Proteus. Wobei zu bemerken ist, daß der Deutsche in Sachen des Geschmacks viel unduldsamer als alle andern Nationen ist.

Mir wurde am 18. Juli 1839, bei Hundstagshitze und bei allen Vorzeichen eines leeren Hauses dieser erhabene Moment im Schriftstellerleben, den ersten persönlich anzüglichen Theaterzettel zu sehen, zu Frankfurt am Main, am sogenannten Wolfseck, der Ecke des Paradeplatzes und der Eschenheimergasse, zutheil. Einige Sonnenbrüder, „Schubkärcher“ genannt, die ohne allen Antheil an den Entwicklungen der neuern Literatur ihren Morgenstimmeln rauchten, mußten erst ersucht werden, bei Seite zu treten, um die

Verkündigung lesen zu können: Zum ersten Male: Richard Savage oder Der Sohn einer Mutter. Ich wohnte damals in Hamburg und war meiner Gattin nachgereist, die ein neues Kindbett bei ihrer Mutter abhalten und den Sommer in Frankfurt zubringen wollte.

Den Proben auf dies in Hamburg geschriebene Trauerspiel hatte ich nicht beigewohnt. Jeder Wohlmeinende hatte mich vor dem Anblick einer Küche gewarnt, wo die Speisen noch im Rohzustande, das Fleisch ungeklopft, das Gemüse unverlesen läge. Kam es auch gleichsam auf ein Wunder heraus, wenn man versicherte, daß man drei Tage lang auf solchen Proben wie im Wüsten und Ungethümlichsten hanthieren konnte und dennoch am dritten Abend gebiegene Leistungen beim Lampenlichte hervorgebracht sehen sollte, so fügte ich mich dem und lauschte nur ein einziges Mal, von einem Freunde begleitet, vom Corridor des verschlossenen Parterre aus einzelnen in die Nacht des Theaterraums dringenden Schallwirkungen einer Nachmittagsprobe. Ein junger Schauspieler, von Lavallade, der die Hauptrolle spielen sollte, schien mir im richtigen Feuer zu sein. Die Andern murmelten ihre Worte und schienen dem Souffleur die Vorhand zu lassen.

Der schwülen Hitze folgte plötzlich am Nachmittag eine Verdunkelung des Horizonts und ein Gewitter. Grade in dem Augenblick, wo man in's Theater gehen sollte, brach letzteres in ganzer Heftigkeit aus. Wieder ein Hemmniß! seufzte ich. Bei alledem war das Theater, als der Vorhang aufgehen sollte, überfüllt und der Antheil von einer Lebendigkeit, daß selbst in der Scene Hervor-rufungen nicht fehlten, die nach dem vierten Acte und dem Schluß auch auf den Verfasser ausgedehnt wurden.

Im ersten Acte war ein Schauspieler mitten in der Scene gerufen worden, Julius Weidner. Dieser excentrische Sonderling wurde von einem Mythos verklärt. Er sollte Ludwig Devrient's „Lehrer“ gewesen sein. Allerdings besaßen Beide dieselbe diabolisch-heißre, vom Weingenuß stammende Tonfarbe. Aber Weidner besaß nicht die Verwandlungsfähigkeit des berühmten Charakterspielers, blieb auch in seinen Heldenvätern, seinem Wallenstein, Lear, immer derselbe scharfbetonende, hämisch mephistophelische Intriguant. In dieser Art war er in passenden Momenten vorzüglich, sonst aber

überraschender Steigerungen nicht fähig. Dazu beherrschte er zu wenig das zu sprechende Wort. Am besten gelangen ihm die absoluten Böfewichter, Charaktere, denen nur die Schelle am Fuße fehlte. Die Unsitte der sogenannten genialen Schauspieler, nichts zu lernen, theilte er durchaus und hatte sie auch auf den Charakter übertragen, den er in meinem Stück zu spielen hatte. Viscount Marishall, so hieß er, hat zu sagen: „My lady, als mein Bruder einst mit Ihnen den Heirathscontract unterschrieb“. Weidner trug diese Worte in folgender Art vor: Nach dem Worte „My lady“ machte er eine Pause, nahm eine Prise, ging zum Souffleurkasten, faßte Posto, um gut hören zu können, und schickte zuvor noch dem, was sein Ohr aufgreifen würde, aus eigenen Mitteln die Worte voraus: „ich werde die Ehre haben, Ihnen zu sagen“. Aber noch nicht genug, daß er nun endlich vorbrachte, was er gehört, „als mein Bruder einst mit Ihnen den Heirathscontract unterschrieb“, setzte er, um Zeit zu gewinnen, die er brauchte, um wieder die folgende Rede des Souffleurs zu behalten, aus dem Seinigen wohlgenuth, aber — zum Jubel des Publikums — hinzu: „ich weiß nicht, ob Sie mich verstanden haben?“ Bis dahin hatte denn der Souffleur schon so lange die Worte geschrien: „Hielt er ihn (den Contract) da auch gegen das Licht, um gewiß zu sein —“. Diese Worte folgten mechanisch, bis hierauf wieder neue Einschüßel, neue Umschreibungen, andersgewählte Wendungen kamen, die mich in meiner Prosentiumsloge des zweiten Ranges, wo ich verborgen saß, zur Verzweiflung brachten. Und bei alledem Jubel und Hervorruf in der Scene! Ein zweiter Hervorruf am Schluß seiner Rolle im zweiten Act! Als ich mich in die Garderobe begab, um ihm, versöhnt durch soviel Erfolg, „für seine Leistung“ zu danken, äußerte er, eben im Auskleiden begriffen, mit selbstgefälliger Bitterkeit vor allen andern Collegen: „Zwei Scenen nur und doch den Vogel abgeschossen!“ Hatte er etwa auf die Rolle des Richard Steele gerechnet, der einen Gemüthston und große Beweglichkeit bedingte und allerdings bei einem Schauspieler Namens Grahn in ungeeigneter Vertretung war?

Obgleich die Leistung der Hauptrolle durch den jungen von Lavalade fleißig und vom Gegenstande durchaus ergriffen genannt werden

durfte, so mußte sich doch der Beifall bis zum Ungewöhnlichen steigern, als sich für die dritte Vorstellung ein Schauspieler, der in Frankfurt nur zu verweilen schien, um einer Verwirrung seines Privatlebens entrückt zu sein, erbot, sofort die Hauptrolle des vielbesprochenen und von allen deutschen Bühnen begehrten Stückes zu lernen und in Frankfurt zuerst zu spielen. Dies war Emil Devrient von Dresden, der seither für seine Gastspiele nur ein Supplement zu seiner Gattin gewesen, plötzlich aber mit dieser als Schauspielerin wohlberufenen Frau in Conflict geriet, die mit einer Trennung ihrer Ehe endigten. Nunmehr allein zu stehen in seinen Gastspielen wurde ihm um Gewinn. Die Pause, die sich sein angegriffenes Gemüth, die verletzte Ehre gönnte, dauerte so lange, daß der schon in männlichen Jahren stehende Künstler von Paris, wohin er von Frankfurt gereist war, mit einem mächtigen Vollbart, wie ihn schöner kein Sarastro hätte tragen können, zurückkam. Aber er opferte ihn der Pflicht. Auch die Melancholie, der Jörn entwichen allmählig, ja der Entschluß, auf eigenen Füßen zu stehen und seine ihm von der Natur verliehenen Mittel zur Geltung seiner eigenen Person in Anwendung zu bringen, fing an, ihn im Uebermaß zu beschäftigen. Die Schönheit seiner äußern Erscheinung, der Bau seines Nackens, seiner Schultern war über allen Tadel erhaben. Ja noch nach zwanzig Jahren, als sich Devrient schon den Sechzigern näherte, sagte mir der berühmte Bildhauer Rietschel, als wir Devrient beim Promeniren auf der Brühl'schen Terrasse begegneten: „Ich habe ihn gestern in Ihrer Bearbeitung des Coriolan gesehen und mit wahrer Wonne! Er ist immer noch ein Modell zum Achill!“

Der schöne Sarastrobart war gefallen und machte den Bärten Egmont's, Posa's, Ferdinand's in „Kabale und Liebe“ Platz. Es wurde ein Gastrollencyclus durchgespielt, der den Anfang einer neu-einreißenden Sitte oder Ansitte von vorgerittenen Paraderollen bildete. Es läßt sich Manches gegen diese Mode sagen. Daß aber die Darstellung von etwa 10 bis 12 Rollen, die sich leider fast immer gleich blieben, der deutschen Bühne in solchem Grade geschadet hätte, um darnach, wie der Bruder des zu allen Zeiten in Frankfurt, wie fast überall gefeierten Künstlers in seiner

„Deutschen Theatergeschichte“ behauptet, einen ganzen Abschnitt im Leben der deutschen Bühne als eine Periode des Verfalls bezeichnen zu müssen, ist nicht zu erweisen. Den Künstlern persönlich mag diese Gewohnheit geschadet haben. Nahmen sie nicht neue Rollen in den Cyklus solcher Vorstellungen, so konnten sie nur zurückgehen, und Emil Devrient ist nachzurühmen, daß er für die Vermehrung seines Repertoires Sorge trug und überhaupt einer der lebhaftesten Beförderer der jüngern dramatischen Literatur wurde. Aber der Bühne im Großen und Ganzen war doch diese geförderte Bekanntschaft mit gutgespielten Rollen eher nützlich, als schädlich.

Bei meinem, im Hôtel „zum Schwanen“ gelernten „Richard Savage“ fand ich all die Lichter der Naivetät, Treuherzigkeit, Bizarrie und leglichen moralischen Vernichtung wieder, die ich mir beim Schaffen des Stücks in diesem Charakter gedacht hatte. In des ersten, wenn auch braven Darstellers Leistung war dieser Inhalt nur annähernd hervorgetreten und wurde von einer zu hoch liegenden Stimme beeinträchtigt. Das Stürmische, Siegesgewisse im ganzen Gebahren Devrient's, wobei die gewöhnliche Rede in einem sonoren Baryton erklang, ergab einen ergreifenden Effect schon bei dem Abgewiesenwerden des sich als Sohn Vorstellenden bei Lady Macclesfield. Noch höre ich die überraschende Tonscala, wie die Schlußworte des ersten Actes herauskamen: „Allmächtiger Gott, ist es denn möglich!“ Das Stürmische und Siegesgewisse Emil Devrient's konnte freilich auch am unrichtigen Platze eintreten, in welchem Mißstande wol der Hauptgrund liegen mag, daß er in Wien am Burgtheater und in Berlin am königlichen immer nur getheilten Erfolg hatte. Bei einer Wiederholung des Ferdinand von Walter in „Rabale und Liebe“ entdeckte ich auch den besondern Schaden im künstlerischen Organismus des gefeierten Gastes. Angegriffen in seinen physischen Mitteln, ermüdet vom zu häufigen Auftreten, spielte er den schwärmerischen Major sozusagen nur zum Schein. Er brachte alle Effecte, alle rhetorischen Drucker, brachte die Steigerungen, die in dieser Rolle auf die höchste Höhe gehen, behielt aber dabei seinen stereotyp wiederkehrenden, zwischen den Zähnen gezogenen und durch Zurückpressung an die Stimmritze sogar nahe in's Bereich der Nase gerathenden Ton, der bald

Schmerz, bald Sarkasmus ausdrücken sollte. Er gab alles künstlich. Der innere Mensch, der diese Manöver befehlen sollte, war untheilhaftig. Der ermüdete Künstler ruhte sich aus.

Noch eine zweite Variation in der Darstellung meines Erstlingsstücks kam durch Theodor Döring, der einen Gastrollencyklus begann und von Stuttgart die Rolle des Richard Steele als „fertig gelernt“ mitbrachte. In der That kam derselben die Frische des Komikers und scharfen Charakteristikers zu gute. Er übertrug die Weise seines Clavigo-Carlos auf den ernstern Theil seines Parts und mäßigte sich, als er im vierten Act in's Burleske überzuspringen hatte. Auch Döring's Gastspiel war ein ehrenvolles und bot Gelegenheit zu Vergleichen mit Seydelmann, der nun zum Aergerniß der gesammten deutschen Theaterwelt in Berlin an Ludwig Devrient's Stelle wirkte und in Eduard Gans und Theodor Kötischer begeisterte Lobredner gefunden hatte.

Der Eintritt in die theatralische Welt war mir wie ein wirkliches Verlassen der üblichen, worin ich bisher zu leben gewohnt gewesen. Das Saitenwerk der Seele, so entschuldigte ich mich vor denen, die mich deshalb tadelten, ist bei Schauspielern um einen halben Ton höher gestimmt und diese Höhe brauche ich —! Man fühlt es bei ihnen mehr, warum und daß man — lebt! Und in der That habe ich gefunden, Schauspieler geben sich zwar bestimmter, leidenschaftlicher, wilder im Haß, aber auch theilnehmender, wo sie Parthei ergriffen. Jedenfalls ist ihr Umgang anregend. Das lebendige Erfassen klassischer Rollen, das Besprechen des von ihnen Geleisteten (oft noch am Abend nach der Vorstellung oder vorher im Studirzimmer), das Anhören der umlaufenden Gerüchte und Anekdoten, der scharfen, kein Härchen am Muttermal schonenden Art des Charakterisirens, das Erzählen der Traditionen über Bühnenverhältnisse, frühere Koryphäen der Schauspielkunst, in Alledem liegt ein Reiz, den andere Lebenssphären nicht besitzen. Noch einen andern Reiz verschwieg ich auch wol den Tadlern. Dem noch jugendlich gestimmten Sinn that es die weibliche Parthie dieser leidenschaftlich bewegten, nie stagnirenden Welt nicht wenig an. Nicht, daß Verhältnisse entstanden; nur von holden Lippen wurde Rath begehrt, Protection abgeschmeichelt; neue Ankömmlinge brachten einen ganzen Himmel voll beglückender

Verprechungen mit, wie sich ihre Liebenswürdigkeit im Umgang bewähren würde — und selbst wenn die erste Rolle, die nach glänzenden Präparationen an die Lampen getreten war, alle schönen Illusionen zertrümmert hatte, trat an die Stelle des Uebermuths elegische Trauer, das Unglück, die Thräne und wieder war es dann die menschliche Theilnahme für Schiffbrüchige, die fesselte. Denn zuweilen war es eine junge Mutter mit einer Schaar Kinder, die nun alle Kofetterie unterbrachen. Nach diesem „Abfall“, nach dieser kalten Aufnahme, diesem „Keine Hand hat sich gerührt,“ war die Unglückliche wenigstens noch glücklich zu nennen, wenn sie eine ältre Schwester besaß, die nicht den Kopf verlor. Auch Mütter sah ich, die sich wie Furien um ihre verkannten Töchter gekehrten. Kurz, diese abwechslungsreiche Welt breitete immer mehr ihre Arme um mich und hielt mich schadlos für die geringe Rückwirkung literarischer Thätigkeit, die ein Autor empfindet, der nicht eine Manier im Schreiben angenommen hat und sich damit zum Modeschriftsteller zu machen weiß oder der nach Auszeichnungen durch die Fürsten strebt.

Nach Hamburg zurückgekehrt, stellte ich den ersten Versuch an, dem Verhältniß der Autoren zu den Bühnen eine bessere Regelung zu geben, als bisher stattgefunden hatte. Für die Aufführung meines vielbesprochenen Stücks am Hamburger Stadttheater machte ich die Bedingung, daß sieben Vorstellungen stattzufinden hätten und daß die halbe Einnahme der siebenten eine Ergänzung zum Honorar für die erste sein müßte. Die Bedingung wurde angenommen. Sie machte aber das Verhältniß zur Direction nicht eben zum freundschaftlichsten. Erst der Erfolg meines „Werner“ glättete etwas die Mienen des alten Friedrich Ludwig Schmidt, eines oft erwähnten, vielgerühmten Dramaturgen der „alten Schule“. Winke, Belehrungen erhielt ich von dem Manne, der gelehrtensehen war, ebensowenig wie Dank, als ich ihm zu seinem 25jährigen Directionsjubiläum ein Festspiel schrieb. Das Herz des Schauspielers, vollends eines Theaterdirectors, trocknet mit den Jahren aus. Mein Festspiel entstand auf die Bitte seines Collegen im Directorium dieses damals noch in hohem Credit stehenden Stadttheaters. Den musikalischen Theil desselben, Chöre und Soli's, besorgte der bekannte Liedercomponist Karl Krebs,

der Kapellmeister der Anstalt. Der Jubilar war ein guter Charakterkomiker in Döring's Weise, der sich auch theilweise nach Schmidt gebildet hat. Schmidt's Dorfrichter Adam in „Zerbrochener Krug“ war die Rolle selbst, das Nonplusultra stupider Frechheit eines Dorftyrannen. Sein „Polonius“ entbehrte keines einzigen der Requisite, die Eduard Gans für diese Rolle gefordert hat. Würdevoll und doch lächerlich, die ganze täppische Borwizigkeit, die Hamlet möglich machte, über seinen Tod zu spotten, als wenn er nur eine Ratte erstochen hätte. Den Baron in der „Lästerschule“, manche Figur aus den Schröder'schen Stücken spielte Schmidt, umgeben von einigen Veteranen wie Schäfer, Lenz, Gloy, karrikirt und schauspielerisch aufgetragen, aber es waren die Rollen selbst ursprünglich kaum anders gedacht. Am Burgtheater in Wien traten sie von verwandten Darstellern ebenso scharf heraus, wie denn überhaupt zwischen diesen beiden Theatern, dem in Hamburg und Wien, ein gewisser Connex bestand, der gleichsam Dresden und Berlin übersprang. Allen diesen Vorzügen und Charaktereigenthümlichkeiten wurde in meinem Festspiel Rechnung getragen. Ein Chor eröffnete die Handlung. Der berühmte Tenor Wurda machte den singenden Prolog:

Du liegest Freud' und Scherze kosen,
In diesem kunstgeweihten Rund —
Wie oft blieb Dir bei diesen Rosen
Die Hand nur von den Dornen wund!

Alte und Neue Kunst traten sich streitend entgegen, dann wieder Ernst und Scherz. Der Ernst, durch den Mund der Frau des früheren Directors Lebrün, sprach:

Ich bin das Schicksal, das aus dunklem Land
Durch uns're Erdenbahnen riesig schreitet,
Um Thron' und Stütten von der Parzen Hand
Die allverstrickenden Gewebe breitet
Und zu den Spielen auf der Bretterwelt
Die Fackel tieferer Bedeutung hält.

Die Kunst, als Widerhall der Weltgeschichte,
Hast Du in diesem Tempel treu gepflegt,
Durch Dich saß Klio hier zum Weltgerichte
Und hat des Dichters strafend Recht gehegt.

Der Edle ward gekrönt; doch manchem Wichte,
Wenn er auch in der Chronik Scepter trägt,
Hat hier die Mus', als strafendes Gewissen,
Die Larve von dem Antlitz weggerissen.

Der Vorhang rollte auf, und Deine Bühne
Erschloß den Weltlauf und der Zeiten Stand;
Was in dem Volk lebt, alles Hohe, Kühne,
Was Dichtkunst Menschlich-Edles nur erfand,
Der Leidenschaften feierliche Sühne,
Das Walten einer höhern Schicksalshand:
Das Alles, unser Innerstes zu mildern,
Erschloss'est Du in lebensvollen Bildern.

Der Scherz ließ sich in ähnlicher Rede vernehmen, bis der Mitdirector Mühling auftrat und die Rechte der Oper reclamirte. Natürlich blieb durch Vermittlung einer ebenfalls mitsprechenden Muse die Veröhnung nicht aus. Zur Mittagszeit, bei halbdunkler Beleuchtung des Theaterraums, war diese Huldigung wie ein freimaurerisches Mysterium bei verschlossenen Thüren. Die Einstudierung hatte einige Tage in Anspruch genommen. Der alte Herr, probengewohnt und nur in seinen Proben lebend, hatte die Beschlagnahme seines Berufsfeldes vollkommen bemerkt, er kannte die Feier voraus, stellte sich aber durchaus überrascht. Die Rolle eines aus allen Himmeln Fallenden führte er wie seinen alten Hofrath Wacker im „Portrait der Mutter“ durch, dem man ja so eine Komödie im letzten Act vorführt. Eben hatte er gleichsam von seinem Directionszimmer zu seinem Frühstück gehen wollen, da stellte sich ihm plötzlich diese Veranstaltung von einem Wald tropischer Gewächse (die sein eigener Schwiegersohn, der ein Kunstgärtner war, geliefert hatte) in den Weg. Sprachlos blieb er stehen. Man zog ihn in die Coulissen. Die Bühne war voller Menschen. Die Damen standen in weißen Kleidern, die Herren im Frack. Nun wurde gar der Kronleuchter erhell't. Wie der Jubilar auf einen Thronhimmel von Blumen zu sitzen kam, er wußte nicht wie. Indem begann das leise eingetretene Orchester eine rauschende Ouvertüre. Natürlich war die Thräne das Nächstberechtigte. Die Thräne behandelte Schmidt eigenthümlich. Er mochte Schiller oder Schröder spielen, so nahm er sich die Thräne mit dem dritten Finger langsam aus dem Auge, sah sie wie unbewußt eine Weile an und schleuderte sie

dann sanft von sich fort, wie einen Tribut an die Götter. Die Feier war so dramatisch, daß man sich erklären konnte, wie der ewig vom Gedanken der „Kasse“ Gefolterte zu seinem Kollegen beim Schluß des Ganzen äußern konnte: „Schade, daß wir das nicht für einige Abende auf's Repertoire setzen können!“ Ja man erzählte sich eine komische Zwischenconversacion, die der Gefeierte mit seinem Enkel gehalten. Dieser, der als „Genius der Zukunft“ zum Schluß, ehe der Chor einfiel, einige Worte zu sprechen hatte, fing zu stocken an und sprach, was er wußte, zu leise. „Lauter! Lauter!“ flüsterte ihm der Großpapa, während er sich die Thränen trocknete. „Kriegst sonst nichts von der Torte!“ Als alles vorüber, kam ein Nonplusultra. Der Jubilar erhob sich und wollte seinen ausführlichen Dank aussprechen. Natürlich einen improvisirten. Kräftig setzte er ein: „Unvorbereitet wie ich bin, erinnere ich an die Zeiten, als einst der große Schröder wieder auf die Bühne —“ Er stockte. Doch begann er auf's Neue: „Als damals der große Schröder wieder auf die Bühne den Kothurn —“ Neues Stocken. Neuer Anfang. „Die tragische Muse — Kothurn — und — den Soccus“. Alle Worte und Ideen verwirrten sich. Da griff der „unvorbereitete“ Jubilar rasch entschlossen in seine Rocktasche, sagte: „Ich habe mir's aufgeschrieben!“ und las mit kräftiger Stimme den Erguß des Ueberraschten ab.

Diesen Vorfall erlebte ich selbst. Aber vieles Andre, das von dem Alten erzählt wurde, mochte zu jener Mythenbildung gehören, die im Schauspielerleben, wie im Alterthum auf Rhodus oder Chios, wo Homer und seine Schule gewirkt haben, flott im Gange ist. Einzelne Charaktere besitzen eine Kunst, Fäden auszuspinnen zu komischen Gebilden, die bewundernswürdig ist. Ein Darsteller von Naturburschen und Bonvivants, Namens Brüning, der erste oder zweite Gatte der noch späterhin genannten Ida Schuselka, war ein Virtuose in der Kunst der drastisch arrangirten Anekdote, und zugleich der drolligste „Richard Wanderer“ in Person.

Nachdem auch in Berlin die Vorstellung meines theatralischen Erstlings nicht ohne Erfolg geblieben war, besuchte ich meine Vaterstadt kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelm's III. Die Stimmung war eine ungemein schwüle. Der König hatte sich lange nicht mehr

öffentlich gezeigt. Als er zum letztenmal erschien, hatte man die Vorboten der nahenden Auflösung wohl bemerkt. Schönlein war berufen worden. Man erzählte, wie dieser entschlossene Mann so manche Durchkreuzung der maßgebenden Persönlichkeiten auf dem medicinischen Gebiete veranlaßte. Alexander von Humboldt, dem ich im Hause der Mutter Meyerbeer's begegnete, sagte das Bedenklichste voraus.

Der berühmte Naturforscher konnte wol von sich sagen: Berlin machte mit ihm Staat! An sich thut es Berlin eine Zeitlang mit jeder in den Vordergrund tretenden Persönlichkeit. Es liebt eben den Effect und nichts macht mehr Effect als die Gunst des Augenblicks. Wen dagegen nicht gerade der Sonnenstrahl eines Erfolgs beleuchtet, wer hervorgezogen sein will, um seiner Verdienste von gestern und vorgestern willen, den weiß man nicht unterzubringen. Titel und Rang sind in der Regel nachhelfend. Bei Humboldt war es dem Einen, der in Andacht vor ihm stand, wie die unmittelbare Hofbeziehung zum König, beim Andern doch mehr die wissenschaftliche Unsterblichkeit. Humboldt's Kommen und Gehen war wie mit Posaunenstößen. Die Shakespeare'schen Könige treten so auf. Ich hatte in Berlin den Ehrenplatz an seiner Seite und erinnere mich, daß der Sohn des „Wendepunkts zweier Jahrhunderte“, als welcher Humboldt doch wol anzusehen, auf die Professorenwelt Berlins wenig gut zu sprechen war. Nur den einzigen August Boeckh nahm er von seiner Radikalverurtheilung aus. Bei den Berliner Gelehrten vermischte er „immer mehr die univervelle Bildung und Humanität im Herder'schen Geiste“. Jeder wäre gewiß auf seinem Gebiet als Forscher vollkommen tüchtig, vernachlässigte aber dabei in seiner Bildung das Allgemeine, Philosophische, Literarische. Ja nicht einmal Empfänglichkeit dafür trüfe man noch jetzt bei den Professoren an. Lange verweilen bei einem so interessanten Thema ließ sich nicht. Ich hätte erwidern mögen, daß ein solches Einziehen der feineren Fühläden doch wol nur an der politischen Luft läge; Jeder ackerte ruhig und besorgt auf seinem Felde. Aber Humboldt sprang von einem Stoff zum andern. Die Zahl der Tischgäste mochte zwanzig sein und der wohlwollende Mann hatte wie die Fürsten den Trieb, an ihrer Tafel Jeden, wenn auch nur für einen Moment, lebendig zu machen. Im Wesentlichen sprach er allein. Nur

ein leises Flüstern mit dem Nebenmann gestatteten sich die Andern. Hatte man dann diesen Muth gehabt und hörte wieder auf den Vortrag haltenden Glanzpunkt des Tisches hin, so konnte man erstaunen, wie die Stoffe wechselten. Eben hatte es sich um die neuesten Schädelkunde gehandelt. „Darf ich Sie um das Salzfaß bitten?“ Der Nachbar zur Linken reicht es. Nach dieser kleinen Zerstreung horcht man wieder auf. Da ist schon die Keilschrift der alten Assyrier in Discussion. Erst beim Salat und den verschiedenen Compotten entwickelte sich die Spontaneität der Gäste zur Benutzung der Pausen etwas freier. Als die Gesellschaft unter den Bäumen des Thiergartens den Kaffee nahm, athmete sie auf. Der große Mann war auf und davon nach Potsdam. Im Hofdienst vernachlässigte er nichts. Sein Grundsatz war: Ich belagere den Souverän, halte seine Freundlichkeit für mich fest, werde nicht wankend auf dem noch so glatten Parkett, thue Kammerherrndienst, wie jeder andere ufermärkische Grande, der grade du jour hat; nur so erreiche ich, was ich für die Wissenschaft brauche! Nur so fragt mich zuweilen die Langeweile: Was giebt's Neues, Humboldt? Nur so kann ich sagen: Ei, da ist ein Reisender, der will nach Asien, oder ein Gelehrter, der hat einen Codex gefunden zum Herausgeben, Künstler möchten ihre Mappen verwerthen! Kurz, wer bei den Großen etwas durchsetzen will, muß sie in einem müßigen Augenblick haben und festhalten! Es sind dies beinahe Humboldt's eigene Worte, die ich wiedergebe. Von dem Vorhandensein meines Namens in der Literatur hatte er, schien es, nur Ahnung durch die Protokolle des Bundestags.

Eine Eigenthümlichkeit des Berliner Hofes ist (und noch jetzt trotz Belle-Alliance und Sedan) seine Deferenz für französische Literatur, Kunst und Publicität. Französische Schauspiele werden vom Kaiser mit Vorliebe besucht, französische Journalisten wurden von Friedrich Wilhelm IV. zur Audienz gelassen; alles das läuft glücklicherweise parallel mit dem Studium der französischen Festungen im großen Generalstab. So war in den Frühlingstagen 1840 der Componist des „Postillon von Lonjumeau“, Adam, in Berlin erschienen. Nicht um Berlins willen! Im Gegentheil, er war von Petersburg gekommen und hatte in einem Reisebericht, den ein französisches Journal von

ihm veröffentlichte, unartige genug die Wendung über Berlin gebraucht: „Die Hauptstadt Preußens ist ein Relais zwischen Petersburg und Paris.“ Das hinderte nicht, daß man dem Manne mit Auszeichnungen, die man für die einheimischen Talente nicht kannte, entgegenkam. Ein anderer Franzose wurde bestimmt, einen Text zu einem Halbballet und einer Halboper, „Die Hamadryaden“, zu schreiben und Adam bekam für die Musik, womit er die Worte und Tanzscenen bekleidete, ein enormes Honorar. Ein „internationaler“ Buchhändler, Schlesinger, stand mit einem Fuß in der Rue Richelieu und mit dem andern Unter den Linden. Da sollte denn der Franzose aus dem Grunde kennen lernen, wie der Deutsche zu hulldigen versteht. Auch Meyerbeer war zufällig in Berlin und Mendelssohn kam eben von London. Es gab ein solennes Verbrüderungsfest. Alle drei Maestri saßen bei einem Monstre-Diner zusammen. Mendelssohn und Meyerbeer waren sich einander nicht grün; aber wir sind Kinder der Civilisation. Ich hatte sie beide in unmittelbarer Nähe. Sie unterhielten sich nicht über den Contrapunkt, nicht über Bach und Händel, sondern über die Wunderlichkeiten der Londoner Küche. Mendelssohn gefiel sich darin, seinen Unmuth über den gefeierten Franzosen, wenn er ihn hatte, durch lebhaftes Mittheilung seiner Erinnerungen an London zu unterdrücken. Der internationale Wirth quälte mich — ich brauche einen wohlervogenen Ausdruck — einen Toast auszubringen auf die beiden Antagonisten zugleich; denn Adam hatte schon in erster Reihe geglänzt. Wie ich es angestellt habe, hier Jedem das Seine zu geben, ich weiß es nicht mehr. Meyerbeer war mir sympathisch und seit Jahren war ich ihm verbunden, wie der gute Giacomo mir; Mendelssohn gehörte der vornehmthuenden, commerzienrätthlichen, christelnden Judenclique an; ihm war ich als Schriftsteller ein Gegenstand der Ablehnung. Aber wahrscheinlich ließ ich beide in ihrem gemeinsamen Berliner Boden wurzeln, ließ den Einen in der großen Friedrichsstraße, den Andern in der Jägerstraße Murren spielen und sah sie vor dem schlesischen Thore den steigenden Drachen ziehen. Den Einen überlieferte ich dann wahrscheinlich der deutschen Romantik, der blauen Blume, den Märchen und der schönen Loreley und den Andern der französischen, der ebenfalls blauen Romantik, nur daß sie mehr Teufelsromantik ist;

kurz, beide musikalischen Berliner Kinder, hochberühmt in der Welt, waren mit dieser Zusammenkoppelung wenigstens im Gemüth der Trinkgläser, die stürmisch anstoßen wollten, nicht unzufrieden. Aber der Tisch war noch mit andern Berühmtheiten, musikalischen, Kücken, Truhn, Karl Band, Malern wie Vegas, Schriftstellern wie Karl Blum besetzt. Vegas, Vater der jetzt wirkenden Vegasse, gefeiert als Portraitmaler, besaß die Lebhaftigkeit eines Rheinländers, der von seinen Urtheilen und Stimmungen nichts zurückhalten kann. Vorsichtiger, beschaulicher und mehr nach innen gekehrt zeigte sich, vielleicht auch hier oder bei anderer Gelegenheit der Bildhauer Drake, der damals mit einer Darstellung Goethe's beschäftigt war, wie der Dichter auf dem Rücken seiner römischen Dame Hexameter trommelt.

Der Name Karl Blum's führt mich wieder in die Theater-sphäre zurück. Blum war der damalige Benedix. Alle Jahre hielt er eine neue Rolle für Charlotte von Hagn bereit. Goldoni oder sonst ein Ausländer gab den Stoff. Durch den Souffleur des königlichen Theaters Wolff, der die Mühe der Versendung seiner gedruckten Manuscripte Blum abnahm und zugleich für die russisch-deutschen Theater Mitglieder warb, sind jene Theateragenturen entstanden, die Plage der deutschen Theater, der Directoren, Schauspieler und Dichter. Gesezt, die deutsche Literatur ermannte sich und schüfe Werke, die dem Geschmack der Zeit Genüge thäten, diese Agenten würden sich immer den Rang ablaufen, wer der Erste sein kann, eine Pariser Novität anzukaufen, sie durch Reclamen, Drohungen, Anwendung aller Mittel an die Bühnen zu bringen und uns fortwährend vor Europa zu den geistigen Sklaven unsrer Ueberwundenen zu machen.

Charlotte von Hagn war ein neckischer Lustgeist, mehr Puck als Ariel, eine Berühmtheit ihrer Epoche. Aechte Münchenerin verband sie Treuherzigkeit mit List und, wo es Noth that, bedenklicher Thatkraft. Ob sie ihr Pßbchen mit oder ohne Krallen bot, ließ sie von den Umständen abhängen. Dabei nahm sie mit verständigem Aufhorchen Lehre an, lernte fleißig und traute sich nur dann etwas ihr nicht gut Anpassendes zu, wenn eine Rivalität im Spiele war. Denkt man sich die anmuthige Gestalt zu ihrer schalkhaften,

schlagfertigen Rede, zu ihrer comfortablen Einrichtung, zu dem durch Portièren verdeckten Hintergrund mysteriöser Beziehungen zu den höchsten Kreisen Berlins und Petersburgs hinzu, so läßt sich begreifen, daß die mir gestattet gewesene öftere Beziehung zu ihr einen wohlthtuenden Eindruck zurückließ. Sie war so naiv, mich in ihrem Schlafzimmer zu empfangen, während sie un-päßlich im Bett lag, ganz wie die Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts. Als Abbé der alten Zeit rückt man bescheiden die Bettdecke dahin, wo es der jungen Göttin zu frieren beliebt. Im Spiel war ihr Talent ungleich. In „Hosenrollen“ unvergleichlich. Für ideale weibliche Gestalten ging ihr schon das Organ ab. Letzteres hatte zuviel Tiefe und war gebrochen. Dieser fatale Umstand that ihren naiven Rollen nichts. Duzende von Darstellerinnen sind seither in den „Erziehungsergebnissen“ beim Einschlafen von dem bewußten Sopha gefallen. Die Uebertreibung (später bei der Hofmann die Uebertreibung in ein gemachtes Minus) wurde immer mehr die Parole der spätern Schauspielkunst. Aber darum war die Trockenheit und das Fallenlassen, womit die Hagn wirkte, doch nicht Apathie oder Blasirtheit. Als ich eines Tages ihre jeweiligen glücklichen Einfälle rühmte und von einem Buche sprach, „Le Perroquet de Mademoiselle Dejazet“, einer Sammlung von Einfällen und Repliquen der berühmten Schauspielerin, das auch sie von sich herausgeben sollte, sagte sie zu mir: „Schreiben Sie mir das Buch, ich setze meinen Namen darauf!“ In Paris wird es mit der Autorschaft der Déjazet nicht anders gewesen sein.

Damals war die Reibung zwischen den Capuletti und Montecchi des königlichen Theaters, zwischen den Hagn'schen und Crelinger'schen, in offene Feindseligkeiten ausgebrochen. Die Hagn besaß zwei Schwestern, die für die Leidenschaften, die Charlotte vielleicht fehlten, vicarirten. Münchnerinnen waren sie alle, die Älteste ganz von jenem Martyrus, der sich in Kürze nicht beschreiben läßt. Die Schwestern waren die ersichtlich aufgeregte Partie; Charlotte handelte wie Elisabeth in „Maria Stuart“. Sie ließ geschehen und lehnte die Verantwortung ab. Trat sie aber für ihre Person selbst handelnd auf, dann nahm sie kurze Distanzen und traf sicher. Diesen drei Schwestern gegenüber

stand Auguste Crelinger ebenfalls mit zwei Töchtern, eine Frau, noch viel leidenschaftlicher erregt, als Charlotte von Hagn; denn sie kämpfte außer für ihre Töchter noch für sich selbst. Eine Niobe hatte sie schon Zweig auf Zweig fallen sehen, ihre schönsten Rollen, Donna Diana, Maria Stuart, alles, was die edelgeformte Gestalt mit dem starren Antlitz, worin nur der Haß Leben zu erzeugen vermochte, noch leisten zu können glaubte. Diese Circe von der Isar, die Männerbestriekerin, hatte diese Rollen errungen und „nun gönnte sie auch ihren Töchtern nichts!“ Die Mutter hatte Recht, auf ihre Ebenbilder stolz zu sein. Diese waren schön und guterzogen. Der Reiz der feinern Berliner Geselligkeit, die das Lebenselement dieser Familie bildete, umgab sie. Die Mutter schien an allem Theil zu nehmen, was sich nur irgendwo und -wie aus dem Leben, der Kunst und der Wissenschaft für die Zwecke der Bühne verwerthen ließ. Sie hatte mißliche Antecedentien zu tilgen. Daher die Schärfe des Urtheils, das bittere Lächeln ihrer Mienen. Desters sah ich sie auf ihrem Sommerstz am Charlottenburger „Knie“. Harmlos zeigten sich da unter Blumen und Schmetterlingen die Anfänge der beiden jungen Mädchen, von denen die Eine, Clara, einem vielgeprüften Leben und frühen Ende entgegenging. Von beiden Töchtern hatte Jemand gesagt, „sie seien mit Glacéhandschuhen zur Welt gekommen“. Diese Bezeichnung galt auch dem Untheatermäßigen ihres Wesens. Die Älteste vermochte ihrem Spiel keine Gleichmäßigkeit zu geben. Auch verließ sie, nach einem kurzen Anlauf zur Geltendmachung ihrer Mittel, aus Anlaß einer Heirath die Bühne; Clara, die sich für ein Stiefkind der Mutter hielt und für weniger von ihr geliebt, hatte dadurch den ständigen Ton der zurückgesetzten Grollerin, der beleidigten Empfinderei bekommen, der sich in seiner Berlinischen Färbung zuletzt bis zur sogenannten Pimpelei steigerte. Dieser Schein von Resignation war nur Maske. Nach dem Abgang der Hagn trat Clara ganz mit der Energie ihrer Mutter in die verlassene Stellung. Von ihrer Mutter, als diese in Hamburg gastirte, hatte ich in meiner Zeitschrift gesagt, sie gäbe zuviel „gemalte Klammern“, Leidenschaftlichkeit, die aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen käme. Von ihrer Tochter Clara konnte man sagen, sie war eine Melusine, die es allen anthat. Aber

wenigstens die Dramatiker hat sie mit „Erfolgen“, mit dem Durchschlagen ihrer Rollen, nicht beglückt. Durch ihre selten aus sich herausgehende kalte Verständigkeit vermochte sie kein Stück zu halten, wenn es sich nicht von selbst hielt.

Alledem sah Karl Seydelmann, wie ich bemerkte, mit Gelassenheit zu. Die Melusine hatte es auch ihm angethan. Der Arme! Ganz Berlin wußte darum. Er selbst seufzte seines Geschicks. Pietät hielt ihn ab, äußerste Schritte gegen eine Lebensgefährtin zu thun, die ihn nicht glücklich machte, aber ihm seit Jahren und seit Zeiten der Entbehrung verbunden war. Er vertraute sich mir wie sonst, wenn auch nicht bis an die äußerste Grenze. Ich verstand diese. Ich verstand Zustände, wo uns die Ehe als eine vernunftwidrige Institution erscheinen kann. Das Bedürfniß der Liebe im Manne reicht weiter als die Grenzen einer Wahl, die immer und immer für ihn entschieden haben soll. Wenn sich die Wahl irrte, in jungen Jahren irrte — dafür das halbe Leben verloren? Seydelmann kränkelte. Gerade dann, wenn man den Lebensreiz gleichsam zu guterletzt sich steigern glaubt, kommen die Conflict, von deren wahren Zusammenhang die Welt keine klare Vorstellung dulden zu wollen scheint. Glücklicherweise gab der ausgezeichnete Mann einen besondern Beweis seiner Weltflugheit darin, daß er jede Regung des Ehrgeizes, Theil zu nehmen am Lenken des königlichen Theaterschiffs, niederkämpfte. Die Zugkraft seiner Rollen war da. Er konnte wählen, was er spielen wollte. Bei neuen Stücken herrschte im Bureau der Verwaltung nicht die mindeste Neigung, seinen manierirten Rivalen, Moritz Rott, zum Träger derselben zu machen, Uebersetzungen aus dem Französischen ausgenommen. Selbst jene Heldenväter im Charakter Wallenstein's, die Seydelmann nicht besonders standen (damals sah ich einen Raupach'schen Boris Godunow von ihm), fielen seiner Stellung zu. Sein Nathan gab mir über die Darstellung der Rolle viel zu denken. Sein Mephisto im Faust schien gegen früher verblaßt. Die Rücksichten auf die Kritik bedrängten ihn. Die gewöhnliche Theateroutine und das theils unauflöschliche, theils künstlich und mit Bosheit aufgefärbte Andenken an Ludwig Devrient legten ihm Hemmnisse in den Weg. Auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge, den wir auf dem neuen Eisenbahngleise nach Potsdam (die Rückkehr sogar in dem damals dem Publikum

überlassenen Imperiale) machten, erneuerten wir die alten Zeiten der Intimität von Stuttgart.

Mit Antheil und Verehrung trat ich in die Kreise ein, wo Männer wie Weiß, Stawinsky walteten. Ebenso berührte ich die Sphäre, in welcher meines mir intim befreundeten Emil Devrient's älterer Bruder lebte, Eduard Devrient, ehemals ein Sänger, damals Schauspieler. Schauspieler und Schauspielerinnen fehlten bei letzterem als Ergänzung. Dafür gab es Gelehrte, Maler, Musiker, denen man begegnete. Mendelssohn war ein Freund des Hauses. Schon damals sprach Eduard Devrient von einer nothwendigen „Rettung der Bühne“. Er fand diese in einer Theaterschule, zu deren Rektor man natürlich entweder ihn selbst oder — gradezu Alexander von Humboldt hätte wählen müssen. Denn Niemand würde seiner Phantasie competent erschienen sein. In theatralischen Kreisen spöttelte man über eine Vereinigung der Schauspieler, wo Eduard Devrient und Louis Schneider über schauspielerische Gegenstände Abhandlungen vorlasen. Man behauptete, Gern und Rütching, beides Naturalisten, naturfrische Komiker, deren Zusammenspiel das Publikum nicht aus dem Lachen kommen ließ, hätten sich in jenem Verein überstudirt und von ihrer naiven Unbefangenheit verloren. Mir schien natürlich alles fleißige Lernen im Morgenschlafrock, alles gewissenhafte Behandeln der Theateraufgaben, alles Befördern größerer Bildung innerhalb dieser Sphäre im hohen Grade wünschenswerth und zu befördern. Selbst über Devrient's Leistungen stimmte ich nicht in die allgemeine Verurtheilung ein. Nicht sah ich den ständigen Oberprieester in der Oper, den ein glücklicher Contract, den er geschlossen, plötzlich zum Tasso und Egmont im Schauspiel ohne allen Beruf dafür hatte machen können. Sonderbar, so oft Devrient eine ideale Rolle spielte, sah das Publikum seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, seine Bibliothek, seine Theeabende. Für einen meiner dramatischen Helden, Patkul, war dies Pedantische, Schulmäßige ganz die richtige Färbung. Patkul las das Neue Testament im Urtext und war Pietist. Zu Quäkern, zu Tartüffe's, zu Charakterrollen hätte den vielseitig gebildeten Schauspieler sein hochliegendes Organ und eine gewisse sich immer gleichbleibende Hohlheit zeitig hinführen sollen. Doch suchte ich zu meinem Nutzen als Autor alles irgend Gute aus seinen

vom Publikum durchweg kalt aufgenommenen Leistungen heraus. Mußten doch die Helden, die ich für seinen Bruder Emil, Vaisou, Ludwig Löwe geschrieben und noch zu schreiben gedachte, in dem hochwichtigen Berlin auf diesen Darsteller übergehen. Das Temperament der Thatkraft, das dem lässigen, weichen, sentimentalischen zweiten Helden der königlichen Bühne, Grua, fehlte, die Energie der Rechtshaberei besaß Eduard Devrient in ausreichendem Maaße.

Friedrich Wilhelm III. starb den 7. Juni 1840. Die Gewöhnung an den langen Frieden, an die allgemeine Unterdrückung jedes reformatorischen Unternehmens, die Gewöhnung an die Regierungsweise Louis Philippe's, der sich allen Cabinetten beugte, die Gewöhnung an die logische, politische, juristische Begründung des Systems des politischen Patriarchalismus war so allgemein verbreitet, daß der Gedanke an bedeutende Neuerungen nicht auftauchte. Die Erwartung, die man vom Nachfolger hegte, war eine mäßige. Noch standen Wittgenstein und sein Tzschoppe wie die Signalstangen des Cursets, den alles steuern mußte. Nur daß kurz vor dem Monarchen Altenstein gestorben war und daß diese bedeutungsvolle Lücke mit einem Manne, der auf die Zeitfragen, die sich durch die Kölner und Posener Wirren schärften, mit einem energischen Entweder-Oder zu antworten verstand, ausgefüllt werden mußte, gab Anlaß aufzuhorchen und die Hand auszustrecken zur Fühlung, woher der Wind wol wehen würde. Tzschoppe hatte ich in den Anfängen seiner Gehirnkrankung, an welcher der unselige Mann gestorben ist, noch vor dem Tode des Königs besuchen müssen. Er wohnte in denselben Räumen, Ecke der Behren- und Charlottenstraße, wo sich gegenwärtig das Wagner'sche Kaffeehaus befindet. Ich hatte die Zurücknahme des Generalverbots meiner Schriften zu betreiben. Die Antwort, die ich von dem eben unter dem Brenneisen eines Haarträuslers Sitzenden empfing, war: „Gestern waren Sie im Theater!“ Er lachte so, daß sich die Papilloten bewegten, in die seine blondgrauen Locken gewickelt waren. Nach Entfernung des Friseurs folgte die Erklärung meiner Verwunderung über seine Allwissenheit. Eine große Mappe wurde gezeigt, die ihm regelmäßig jeden Morgen zukam. Sie enthielt das Verzeichniß aller den Abend vorher in Anspruch genom-

menen freien Entrées in den königlichen Theatern. Der Usus besteht wahrscheinlich noch. Die Erörterung meiner Bitte blieb suspendirt, hing sie doch vielleicht von einer erst in Wien bei Metternich einzuholenden Genehmigung ab. Die umliegenden Bücher erleichterten den Uebergang auf die eigenen schriftstellerischen Neigungen des Emporkömmlings. Diese beschränkten sich auf die Geschichte seiner Vaterstadt Görlitz. Um mir einen Einblick in die bereits vorhandene Literatur auf dem Gebiet der ober- und niederlausitzer Geschichte zu geben, bedurfte es großer Anstrengungen. Kolltreppen wurden in Bewegung gesetzt. Endlich kroch der wohlfrisirte Geheimrath auf allen Vieren, um gewisse Folianten zu finden. Zuletzt hatte er, was er suchte, und ließ mich dann in die Vorzeit einer Stadt einklicken, die mir wenigstens in diesem Augenblick völlig gleichgültig war. Weder von Politik oder Literatur, nicht einmal von dem Görlitzer Jacob Böhme wurde gesprochen, nur von Bürgermeistern und Rathsverwandten.

Seitdem wir im Genuß unserer endlich errungenen Freiheit stehen, hat sich auch das Urtheil über die Monarchen der Restaurationszeit, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm III., Wilhelm von Württemberg u. A. in unumwundener offener Rede ausgesprochen. So oft das Leben Fritz Reuter's erzählt werden wird, muß sich ein Schauer erneuern, den man über die Thatsache empfindet, daß jugendliche politische Phantastereien mit Hinrichtung hatten bestraft werden sollen und von Friedrich Wilhelm III. eine „Milderung“ — auf zwanzig Jahre Gefängniß erhielten! Bei alledem machte der Moment, wo dieser vielgeprüfte, schon seit seiner Jugend allem, was sich genialisch anließ, abgeneigte Fürst, die Augen schloß und dies fast unter dem Donner der Kanonen, der die Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich's des Großen Unter den Linden bezeichnete, die herbe Beurtheilung verstummen. Und so schrieb denn auch derselbe Autor, dem aus der Sphäre der obern Regionen in Preußen lebenslang nichts als Mißgunst zu Theil geworden, dem man nie seine warme Theilnahme für die Vergangenheit und Zukunft Preußens, damals grade in der Kölner Frage seine Schrift gegen Görres in Rechnung geschrieben: „Bei den Aegyptiern sprach man über die todten Könige Gericht. In langen Reden und in kurzen Inschriften wird man über Friedrich Wilhelm III. viel Unwahres sagen. Man wird seinem

Geiste zuschreiben, dessen sich sein Herz rühmen konnte, und umgekehrt dem Herzen, was aus seinem Verstande kam. Möglich, daß man auch darin seine Demuth findet, was gerade sein Stolz war, und daß man ihn um dessentwillen lobt, worüber er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Ein Gewitter erschlägt durch den zuckenden Blitzstrahl einer Mutter ihr Kind und es tränkt zu gleicher Zeit die dürstende Erde, die nach dem Gewitter schmachete. Das wird die Nachwelt nie umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, welche die preussische Monarchie zum Beginn des Jahrhunderts trafen, mit der Person dieses Fürsten für alle Zeiten auf seine Erscheinung ein mildes Licht geworfen hat. Eine freudlose, fast gedemüthigte Jugend machte ihn schon früh für die Schule des Unglücks reif. Sein späteres Glück genoß er ohne Ueberhebung, wozu ihm die Mäßigung verhalf, die seine Leidenschaften und Gefühle beherrschte. Die Gaben des Geschicks nahm er mit dem Gefühl an, als wäre er auf alles gefaßt, Glück oder Unglück. Nur mußte nichts plötzlich, nichts ohne Voraussicht kommen. Hestigere Aufregungen vermied er. Es beängstigte ihn jede leidenschaftliche Zumuthung, wodurch denn auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung trug, den Preußen, ein, wie alle wußten, männlich kraftvoller und nach außen hin keineswegs ungedeckter Staat, einige Zeit bewahren konnte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu sein. In jenen Tagen der Juli-revolution, als der Zeitgeist soviel leidenschaftliche Factoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner und Generale genug gab, die gern neue „Manifeste des Herzogs von Braunschweig“ in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit fester Hand in die Zügel gefallen wären, war es die glücklichste Erfahrung für den Staat, daß seines Herrschers friedliebendes Temperament vor übereilten Entschlüssen geschützt war.“

Und nicht minder gemäßigt ist die Begrüßung des neuen Herrschers, von dem sich alle Welt die Lösung eines Räthfels, die Lüftung eines geheimnißvollen Schleiers erwartete. Denn dieser Kronprinz war der Welt wie ein verschlossenes Buch. Als er die bayrische Prinzessin geheirathet hatte und in Berlin einführte, brach am Zeughaufe das Geländer einer sogenannten Nothbrücke. Viele

Menschen fanden ihren Tod in der morastigen Spree. Unter einem der Schloßportale wurden Menschen todtgedrückt. Ich selbst, ein Knabe von zwölf Jahren, lag in dem gräßlichen Gewühl mit meiner Mutter. An diesen Beginn schon wollte der Volksglaube „nichts Gutes“ knüpfen. Meine Divination lautete am Tage der Thronbesteigung des Einsiedlers von Charlottenhof: „Der neue Regierungsantritt hat vor andern Thronwechseln das voraus, hier im Purpur keinen Jüngling zu zeigen, dessen Ideen noch vom Unterricht seiner Lehrer befangen sind. Ein gereifter Mann tritt auf die Bühne, ein Charakter, der Jahre lang den Zeitenlauf und das Terrain der ihm jetzt anvertrauten Regierung beobachten konnte. Ihm muß das neue Herrscheramt wie ein oft gelesenes Buch sein, ein Buch des Studiums, wo so manche Stellen von ihm schon unterstrichen wurden, hier und da Merkzeichen eingelegt, wol gar ein — „Eselsohr“ geknickt ist. Man spricht von einem neuen System und nennt den neuen König aristokratisch. Aber verdanken nicht gerade einige Bürgerliche ihre Berufung zum Ministerium der Empfehlung dieses Kronprinzen? Nennt man ihn nicht einen Freund der Richtungen, in welchen Steffens und ähnliche reactionäre, aber bürgerliche Geister geschrieben haben? Dann ist er nicht Aristokrat, sondern Doctrinär. Wie aber, wenn der Kronprinz den Professor Steffens persönlich kannte, wird er da nicht gefunden haben, daß die naive Lebensunsicherheit dieses gewiß geistvollen, aber völlig unpraktischen Mischdenkers kein Vertrauen einflößen kann zu den politischen Phantasmen und Träumereien eines solchen Rathgebers? Man rühmt den Geist des neuen Herrschers. Man schreibt ihm Verstandesschärfe und Wit zu. Er soll den Umgang mit Gelehrten und Künstlern, wovon sich viele seiner nähern Bekanntschaft erfreuen, dem Umgang mit den gewöhnlichen Umgebungen der Großen vorziehen. Schon ein talentvoller Zeichner soll er auch den schriftstellerischen Ausdruck in der Hand haben, wofür der Umstand spricht, daß man ihn oft zum Verfasser anonymen Flugchriften hat machen wollen. Soviel ist gewiß, er besucht die Kirchen anerkannt pietistischer Geistlichen. Ob aber auch dies aus Neigung für das theologische System derselben oder nur aus Achtung vor einer oft ausgezeichneten Rednergabe dieser Fanatiker geschieht, ich weiß es nicht. Wenigstens würde religiöse

Stimmung bei diesem Fürsten nicht aus einem Minus der Bildung kommen, sondern aus einem Plus, wobei man immer noch denken kann, daß es sich hier lediglich um entweder gemüthliche oder philosophische Abneigung gegen einseitige Verstandesreligiosität handelt. Gewiß lodert in dem Temperament des neuen Herrschers Feuer und oft kann er in den schönen Fall kommen, sich zu sagen: Du hast die Regungen Deines Gemüths gezügelt! Der edelste Triumph, den uns der Himmel schenkte, Beherrscher unserer Leidenschaften zu sein, er kann die Gekrönten ohnehin öfter beglücken, als andre Sterbliche.“ Vorläufig schien jedoch die Pietät des Sohnes für den Vater alles beim Alten lassen zu wollen.

Ein Jahr später, als bereits mein drittes Stück, „Pattul“, beim Hoftheater in Vorbereitung und trotz der Einsprache des sächsischen Gesandten während meiner Anwesenheit mit Erfolg gegeben war, begann der wohlmeinende Intendant Graf Redern eine Conversation mit mir, die auf die Frage hinauskam, wieviel ich verlangen würde, wenn man mich neben Raupach zum bestallten Theaterdichter der königlichen Schauspiele machte. „Die Poesie des Lebens beruht auf einer sorglosen Existenz!“ sagte der reiche Gatte einer Hamburger Krösustochter in dem Empfangszimmer seines damals noch nicht lange neuerbauten schönen Palais. „Ich mache darüber beim nächsten Besuche Sanssouci's Vortrag.“ Die Antwort, die später nach Hamburg gelangte, lautete: „Die Kränkung für Raupach würde zu groß sein!“ Es hatte sich aber auch schon gezeigt, der neue Herrscher wollte von den Namen des Tages nichts wissen. Er hatte nur Berufungen erlassen, die seiner immer mehr hervortretenden Staats- und Lebensauffassung aus der romantischen Zeit entsprachen, Tieck, Rückert, Schelling. Die verfehlteste dieser Annectirungen war die des „Chevaliers von Kistner“ für die Leitung der allerdings einer Regeneration bedürftigen Hofbühne.

Das Burgtheater in Wien wurde nach dem Abgange des Professors Deinhardstein von Franz von Holbein geleitet. Letzterer hatte eine abenteuerliche Carrière hinter sich. In jungen Jahren vom Fieber der in's Leben übertragenen Idealanschauungen ergriffen, zog er mit einer Guitarre und im Kleide eines Troubadours „durch die Wälder“, „durch die Auen“; später gerieth er noch in die Nege

der nach Glatz in Schlesien auf Lebenszeit verbannten Gräfin Rich-
tenau, der Maitresse Friedrich Wilhelm's II., die ihn, so alt sie war,
noch zu ihrem Cicisbeo zu erheben geruhte. Nach dem Tode dieser
preussischen Pompadour, die vielleicht noch einen gründlichen,
auf die Archive sich stützenden Biographen findet, führte er Theater-
directionen und schrieb Stücke, bis ihm eine Anstellung in Hannover
den Weg nach Wien bahnte. Sein Wesen war zum Besten
geneigt. Nichts von Willkür, Parteinahme, Protection seiner eigenen
Bearbeitungen. Nur hatte er die Sucht des Aenderns in den
Manuskripten. Forderte dies schon oft die Rücksicht auf die so
strenge Censur des Staates und die noch strengere der höhern
Wiener Gesellschaft, so kam bei Holwein seine eigene Phantasie,
seine unleugbare Theatererfahrung als Anreiz hinzu, die angenom-
menen Manuskripte nicht anders als mit der Feder in der Hand
durchzugehen. Er nannte das den Stücken der Bühnenunkundigen
Autoren den „Kitt“ geben. So mit Holwein'schem Kitt versehen
sind ja eine größere Anzahl klassischer Stücke, z. B. das „Kätzchen
von Heilbrunn“ (wenn man das wunderliche Stück klassisch nennen
will) auf der Bühne heimisch geworden und erst in späterer Zeit
von dieser That befreit. Wie sehr in Wien die Moral „der
Gesellschaft“, der Ideenkreis jener höhern Sphären, die neben den
Hoflogen im Burgtheater von altersher auch die ihrigen behaupten, zu
schonen ist und den „Kitt“ herausfordern, erfuhr ich reichlich. In
Berlin vernachlässigt der Hof das Schauspiel. Sonst würde das
traurige kleine Winkeltheater, das man dort königliches Schau-
spielhaus nennt, längst in einen großen, des deutschen Reiches
würdigen Raum verwandelt worden sein, wo der Hof gewiß wäre,
im ersten Range die Elite der Gesellschaft um sich zu erblicken —
eine Epoche für die Literatur, für die Schauspielkunst würde an-
brechen. Was bis jetzt in Berlin nur das Opernhaus ist, das Stell-
dichlein der Gesellschaft, das ist in Wien das Burgtheater. Aber daher
dem freilich die Nothwendigkeit, das Darstellungsmaterial auf die
Empfindungsweise alter verwittweter Erzherzoginnen oder ihrer Hof-
damen einzurichten. In meinem „Richard Savage“ erfuhr ich diese
eparte Burgtheaterkritik. Unter keinerlei Umständen durfte der Held,
der arme verkommene natürliche Sohn einer vornehmen Frau, in

der Sohn dieser Lady Maclessfield gewesen sein. Johnson's Biographie des Unglücklichen zum Troz, mußte er sich über seine Herkunft im Irrthum befunden haben und auf den Sohn einer ehemaligen Wäscherin herauskommen. Wie hätten diese Palfy's, Esterhazy's, Kinsky's, Trautmannsdorff's eine solche „Blamag“ für eine „adlige Dame“ geduldet, daß dieselbe aus einer Jugendverirrung einen erwachsenen Sohn hatte, der sich ihr gar noch zu präsentiren wagt! Eine Möglichkeit, die ich in Hamburg handgreiflich erlebte, wo ich täglich dem Pflege Sohn eines Altonaer Kaufmanns begegnete, der der Sohn einer vielberufenen Senatorin ***, einer geborenen Adligen aus Mecklenburg, war — ihr Sohn hätte ihr täglich im Theater gegenüber sitzen können — diese war innerhalb der Burgtheatersphäre aus dem Universum verbannt. „Die Sache kann vorkommen, aber man spricht nicht davon.“ Nur der Reiz, der für mich in dem andern Gedanken liegen konnte: Und all' die Mühe, die Du in Deinem Stück geschildert hast, zuletzt um einen Irrthum! Dieser Reiz, der in einer sich allmählig herausstellenden Hinneigung meines Gemüths mehr zu Calderon als zu Shakespeare wurzelte, bestimmte mich, für die Darstellung in Wien der Holbein'schen „Verfittung“ und dem veränderten Schlusse: „Richard Savage ist nicht der Sohn der Lady“ nachzugeben. Schlimmer noch war der „Kitt“ in „Werner“. Dieser geadelte Heinrich von Jordan (in Dresden mußte er des preussischen Gesandten wegen, der Jordan hieß und ein Geadelter war, von Bredow heißen), dieser Neuling in der deutschen Adelskette sollte nach meinem Manuscript am Schluß des Stückes aus dem Gotha'schen Kalender wieder gestrichen und seine Gemahlin, eine Geborne, die bereits von Adel gewesen (hier stuzte die zarte Burgtheatermoral), diese sollte bereit sein, einfach eine Frau Professorin Werner zu werden! Das war an der Hofburg unmöglich. Hier war das Gemüth verletzt. Und ich glaube fast, das Stück würde noch heute, wenn man es ansetzte, mit all' den Egards für jene Adelsfamilie herauskommen, in die sich der junge bürgerliche Professor hineingeheirathet hatte. Vom „Kitt“ bei „Paskul“ konnte in Wien keine Rede sein, denn das Stück war an sich unmöglich. Erst eine ganz unverfängliche Arbeit: „Die Schule der Reichen“ — Zeitalter: das 17. Jahrhundert; Schauplatz: London; die handelnden Personen: Kauf- und Gewerbsleute —

da war alles wie in den „Gebrüdern Foster“ von Chrn Töpfer („von“, d. h. überfetzt, aber frischweg wie ein Original auf seinen Namen verbreitet). Den bei diesem Stück angewendeten „Kitt“ bekam ich nicht einmal angezeigt. Ich erfuhr nur, daß „Meister Anshütz“ die Hauptrolle mit der vollen überzeugenden Kraft seines Gemüths gespielt haben sollte. Die Wiederholungen verloren sich erst, als Anshütz längere Zeit erkrankte und nach seiner Genesung die Wiederaufnahme dadurch gehindert wurde, daß sich inzwischen für die übrige Besetzung Schwierigkeiten ergeben haben würden. Eine Wiederbelebung alter Stücke lebender Autoren erfährt man selten auf unsern Bühnen. Immer nur herrscht der Augenblick. Immer nur giebt es Neulinge, die den Directionen imponiren. Die französische Sitte der den lebhaftesten Novitätenverkehr so oft unterbrechenden „Reprises“ von alten Stücken findet bei uns wenig Nachahmung. Hätten wir nicht das sogenannte „Stammrepertoire“, das sich aus den Interessen der Schauspieler bildet, die Gegenwart würde bei uns, undankbar und ungroßmüthig, wie die Deutschen sind, vollständig die Vergangenheit ignoriren.

Noch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Produktionsfreiheit selbst, auch ohne Rücksicht auf die Censur, gegenwärtig eine vollkommen neue geworden ist. Gesellschaftliche, sittliche, kirchliche Bedenken riesen damals dem Autor schon beim ersten Entwurf eines Sujets überall ein „Zurück!“ entgegen. Lessing hatte in seiner „Marwood“ gradezu eine Courtisane auf die Bühne gebracht. Man hört nicht, daß seine Zeitgenossen darüber empört gewesen sind. Später aber trat eine Prüderie ein, die der Phantasie des Dichters allen Spielraum nahm. Selbst die Schauspielerinnen würden sich geweigert haben, eine irgendwie zweideutige Rolle zu spielen. Und jetzt — —!

Der Erfolg, dessen sich „Die Schule der Reichen“ in Wien zu erfreuen hatte, verkehrte sich an demselben Tage in Hamburg in das vollkommene Gegentheil. Auf dem Terrain, wo ein Dramatiker mit einem Duzend Anderer von gleicher Berufshätigkeit, mit einem Duzend tonangebender Recensentenfedern zusammenlebt, wird zuletzt der Boden immer mehr unter ihm wankend werden. In meinem Falle gesellte sich zum Neide der Namen, die ich nicht wiederholen will, die

fortgesetzte — „Kempeler“, wie ich die Händelsucht der burschitosen Clique nennen möchte, die sich aus jungen, kaum von der Universität gekommenen Medicinern oder Juristen gebildet hatte und ihr Schulwissen auch in ästhetischen Anschauungen auslaufen lassen wollte. Die Einen waren Romantiker, die Andern Classicisten in dem Sinne, wie wir jetzt auf den Gymnasien Schiller, Goethe, Lessing und was dazu gehört zu einer Art Philologie gemacht haben. Ja die Theaterdirection selbst, aus welcher der „alte Schmidt“ geschieden war, um einem ehemaligen Tenorsänger, einem verschmitzten und in Intriguen seinen Lebenshumor findenden Welschtyroler, Julius Cornet, Platz zu machen, gönnte mir aus Uebermuth in Folge glänzender Kassenerfolge, womit sie debütirte, ein Fiasko. Cornet vertrat die Oper und haßte das Schauspiel. Wenigstens wollte er dem Schauspiel eine veränderte Richtung geben durch den damals zuerst auftretenden Uebersetzer W. Friedrich, der das Pariser Boulevardstück „La Grace de Dieu“ unter dem Titel: „Mutterseggen oder die neue Fanchon“ auf die deutsche Bühne verpflanzt hatte. Der Erfolg dieser Novität war beispiellos. So oft die anfangs von Frau Brüning, der spätern Ida Schuselka, gegebene Chonchon gespielt wurde, war das Haus überfüllt. Ueberdies waren neue Opern im Anzuge. Sogar Weber's „Freischütz“ mit einer fast zur Hauptsache des Abends erhobenen neuen Wolfschlucht, einem Schauspiel im Schauspiel, machte volle Häuser. Die dramatische Novität des „ewigen Opponenten“ in seiner Zeitschrift „Telegraph“, des „geheimen Einflüsterers“ des „Freischütz“ und anderer Zeitschriften, die Theaterberichte lieferten, konnte getrost für die Kasse fehlen. Schließlich hatte man verbreitet, ich wollte den respectablen Größen der Hamburger Börse eine Lektion geben und vorzugsweise den Bühnen derselben, den Regattaruderern, Jungfernstiegreitern, Sachsenwaldschützen oder wie sich die junge Kaufmannsgentry Hamburgs etwa nach dem Standpunkt des pariser Jockeyclubbs bezeichnen läßt. In der That, als der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war und der später nach Hannover, dann nach Berlin versetzte Hermann Hendrichs, eine bildschöne Erscheinung, den Geist des Uebermuths der Bühne dieser Millionäre anschaulich gemacht hatte, da mußte Jama Recht gehabt haben, man sah, die Comödie

des Kaufmannsstandes war bestimmt zu fallen. Man sah einen reichen Vater, der unter dem Uebermuth seiner Kinder litt! Noch eroberten die Wohlwollenden einen stürmischen Hervorruf des alten Lenz. Dieser brave Schauspieler machte den Vater eines solchen sich noch obenein zur servilsten Deferenz an den Adel neigenden Sohnes — Englands Geschichte unter der Restauration der Stuarts unterstützte ja meine Erfindung in jeder Weise. Doch spielte der alte Herr vielleicht mit zu ungezügelter Aufregung. Wenigstens hieß es, daß er sich bei einem Moment des Schwörens den Ärmel seines Rockes zu weit aufgerissen und den nackten Arm gen Himmel gestreckt hätte, worüber sich „die Damen entsetzten“. Von der Mitte des dritten Actes an begannen methodische Unterbrechungen, die bis zum Schluß dauerten und zuletzt das Ganze wie einen Trümmerhaufen erscheinen ließen. Ich verhielt mich ruhig. Zwischen der ersten und zweiten Bordercoullisse sitzend, versammelte sich das gesammte weibliche Personal um mich und entlud sich seines Unwillens über die Ruhestörer. Jedem, der zur Condolation an mich herantrat, sagte ich: „Nein, nein, lassen Sie nur! Heute erhalte ich die Feuertaufe des Dramatikers! Diese Lektion muß einmal jeder richtige Dramatiker bekommen!“ Von einer Wiederholung, einem Auflehnen gegen die Stimme des Publikums war in jenen Zeiten noch keine Rede. Sie hätte in aller Ruhe stattfinden können. Schon der Curiosität wegen hätte man zehn Vorstellungen nacheinander gehabt. Aber die französische Gleichgültigkeit gegen die Schicksale einer ersten Vorstellung haben wir uns erst in neuerer Zeit angeeignet und mein „Freund“ Cornet, der nimmer ruhende Welschtyroler, hatte den „Mutterseggen“ und die Lortzing'schen neuen Opern.

Schauerlich still ist es schon ohnehin auf der Bühne nach jeder beendigten Vorstellung. Wie erst nach einem so stürmischen Abend, der dem wiener so vollkommen entgegengesetzt ausgefallen war — einer Thatsache, die ich bei damaligem Postenlauf erst nach einigen Tagen erfuhr. Das übergewollt gewesene Haus hatte sich entleert. Ich blieb, um Niemand zu begegnen, bis die Lampen von uninteressirten Arbeitern gelöscht waren. Noch hörte ich einiges Rasseln und Poltern mit Lampenständern und Versatzstücken,

dann betrat ich die Straße. Sie war todtensill. Kein Freund, der auf mich gewartet, mir zugesprochen, mich nach Hause geleitet hätte. Schon ging es auf elf. Ich war in dem Alter, wo man wol Bekannte hat, aber in der Regel keine Freundschaften mehr schließt. Meine Familie war nicht in Hamburg, sondern wieder für den Winter in Frankfurt am Main. Meine Gattin konnte ohne die Nähe ihrer Mutter des Lebens nicht froh werden und erwartete eine Vermehrung des häuslichen Kindersegens. Das Stadttheater von Hamburg liegt einsam, in entlegener düsterer Gegend. Ich mußte an den Fenstern eines giftigen Berichterstatters, der zwar blind war, sich aber auf einem Rollstuhl in's Theater fahren ließ und recensirte, als wenn er sähe, Georg Log, vorüber. Noch war in seinen Fenstern Licht. Man debattirte ohne Zweifel über das Vorgefallene. Karl Töpfer war der Schwager des Blinden. Ich wandte mich zur Esplanade, meiner glücklicherweise nahegelegenen Wohnung zu. Da war alles gespenstisch. Die Magd wünschte Glück. Ich stieß das Hamburger vielbedeutfame Na! aus und war froh, daß mich Niemand mit weitem Fragen quälte. Die Nacht, wenn sie Schlaf spendet, gab diesen einem zusammenbrechenden Körper.

Mich zu erheben, aufzurichten, kam am Morgen vom Schicksal nichts. Die traurige Botschaft mußte der Gattin gemeldet werden. Ich schrieb ihr. Endlich kam ein Besuch. Es war sozusagen der Leichenbitter. Denn so wol durfte man einen merkwürdigen Menschen nennen, der damals fast am vertrautesten mit mir stand. Auch als Modell für den Apotheker in „Romeo und Julia“, dem des „Lebens Stöße und Püffe“ so zugefetzt hatten, daß er sogar „gegen Mantua's Gesetz“ gelegentlich Gift verkaufte, hätte man ihn nehmen können. Er hieß Hermann Biow, war ein Schlesier, seines Zeichens verdorbener Maler. Vielerlei hatte er erlebt, viel gesehen. Er besaß Urtheil, glaubte es wenigstens zu besitzen und über alle Dinge in der Welt. Personen des höchsten schlesischen Adels, Künstler wie Rauch, Schinkel, Cornelius, Vendemann, Hübner waren ihm wie tägliche Tischkameraden. Und fragte man an der Quelle, so kannten sie ihn in der That und hatten vollkommen die Erinnerung an ein gewisses essigsaures Lächeln, das einem Manne

angehörte, der sich bei ihnen erst mit lächelnder Schmeichelede eingeführt hatte, bis sich ein spitzer Stachel enthüllte, der sich selbst gegen die Meister richtete. Seine sieben bis acht grauen Haare im Schnurrbart geriethen in's Wackeln, wenn er über seine so weit getriebene Pfliffigkeit selbst lachte. Sein Glück sollte die Daguerreotypie werden, die damals etwas Neues war. In der That riß er sich aus dem Glend, worin ich ihn antraf, zu einer Existenz von fünf Treppen in die Luft hinauf empor und erzeugte beinahe zuerst in Hamburg jene Lichtbilder, bei denen man sich nach allen Seiten umdrehen mußte, um die richtige Beleuchtung zu haben. Seine Versuche vervollkommneten sich immer mehr, ja er wurde zuletzt (die essigsaure Miene wich einer ständig angeheiterten) in der Photographie ein berühmter Meister und lieferte Arbeiten, die selbst eine erste Kunsthandlung Leipzigs, D. T. Weigel, nicht verschmähte, in einer Sammlung herauszugeben. Damals aber, als mich dieser Freund zu trösten kam, stak er tief im Glend. Sein Trost hatte jenen Beisatz La Rochefoucauld's: „Es liegt im Unglück unsrer Freunde etwas, das uns nicht unangenehm ist.“ Eine seltsame Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß der erstgekommene Tröster zehn bis zwölf Jahre später in Dresden wieder von seiner mühsam erkletterten Photographenhöhe herabgestürzt war und mich dann ebenfalls als einzigen Tröster an seinem einsamen, von aller Welt verlassenem — Sterbelager hatte! Von seinem bedenklichen Krankheitszustande wußte ich, aber plötzlich schickte man zu mir. Er lag im Sterben. Auf meine Anrede folgte noch ein Aufröcheln wie der Versuch einer Antwort. Mancher Leser erinnert sich vielleicht jenes weiland vielbesprochenen „Psychologen“, des jetzt zum reisenden Jahrmarkthierophanten verkommenen Doktors Boffard. Dieser war Biow's Schwager und kam auf's Schleunigste, um seiner Frau, der Schwester Biow's, „die große Erbschaft“ zu retten. Wir beide allein begleiteten seine Leiche. Als wir auf einem neuangelegten Kirchhofe die drei üblichen Handvoll Erde in die Grube geworfen hatten, rief Boffard in die kalte Luft hinaus: „Das ist nun der Mann, den Fürsten ihren Freund genannt haben!“ Er meinte die fehlenden Trauerkutschen, die nicht anwesende königliche Equipage und den Befund einer Erbschaft, die kaum die Kosten der Beerdigung gedeckt haben mag.

In solchen Tagen, wie die, worin ich mich befand, giebt es keinen Trost. Die Thatsache kann uns Niemand hinwegreden. Es ist das Beste, die Ursache unsres Schmerzes wird ausgekostet. Aus dieser heraus kann dann allmählig Balsam fließen, der auf unsere Wunden wohlthwendig wirkt. Mein bestes Heilmittel war von je Macbeth's Wort: „Die Stunde rinnt auch durch den rauhesten Tag“. Trost, Erhebung liegt in der einfachen Versetzung der Phantasie von heute auf die Zustände von morgen, von den morgenden Dingen auf die über acht Tage. Wie ist die Welt mit sich selbst beschäftigt! Das rennt und läuft und die Wagen rasseln und mit den wechselnden Tagen erblaßt die grelle Farbe des Geschehenen immer mehr! Praktisch hatte ich den guten Gedanken, den Inhalt meines Stückes, die einfache Fabel, auf's Papier zu setzen und die gelesenste Hamburger Zeitung zu ersuchen, dies Referat des Ideenganges ohne Lob oder Tadel ab-zudrucken. Das geschah; der Inhalt schien Unparteiischen nicht un-verständlich; der Artikel ging in andre Zeitungen über. Inzwischen kam auch manche Botschaft, die nur von Intrigue sprach, von muth-williger Absicht u. s. w. Bei alledem verließ ich die Wohnung vor einigen Tagen nicht. Im Blick jedes Menschen hätte ich eine Mahnung an das Erlebte erkennen müssen. Ich war auf dem Wege zu erkranken.

Als sich am zweiten Tage nach dem Vorfall die Dämmerung zum Abend neigte, die brennenden Laternen kaum aus dem braunen Hamburger „Fog“ zu erkennen waren und das Theater längst wieder fröhlich und wohlgenuth an seine alten Zugmittel gegangen war (wie im Theaterleben Ein Tag den andern, auch den glücklichsten Tag, verschlingt, das hat für mich immer etwas Grauenthaftes gehabt), klingelte es und zufällig öffnete ich selbst. Ein Diener in eleganter Livree, den betrefften Hut ziehend, brachte ein zierlich gefälteltes Billet und bat um sofortige Antwort. Eine Dame der höhern Gesellschaft Hamburgs, eine nahe Verwandte meiner Lady Macclesfield, bat mich, sie zu besuchen. Nicht unmöglich, daß ich in einer Stimmung war, die den Bescheid gab, ich würde die Antwort schicken.

Die Schreiberin war eine Adlige, die Tochter des russischen Gesandten, die Gattin des russischen Generalconsuls. Ich hatte die annuthige Erscheinung schon öfter gesehen, wenn sie ausritt. Zuweilen

war sie nur von meinem alten Stallmeister Weber begleitet, mit dem ich selbst zuweilen in Hamburgs Umgebungen, in Wald und Sumpf, an malerische Vorwerke und einladende Schenken Ausflüge zu Pferde machte. In der Regel aber hatte die stets anmuthig lächelnde schöne Frau noch einen Angehörigen des Diplomatenkreises um sich. Jeder, der zur höhern Gesellschaft zu gehören schien, grüßte sie. Ihr Vater war ein Wohlthäter der Armen. Sie selbst, so sagte man, ohne jeden Stolz, die Herablassung und Güte selbst. In der Regel hing ein langwallender Rock von blauem Tuch bis zu den Hüfen des Rosses, der einfache, modischgeschweifte Hut saß im Nacken, ein blauer Schleier wehte oder fiel lang auf die Schultern herab, die mit Türken ausgelegte Reitgerte ruhte quer über dem Sattel. Zum kräftigen Ausholen wurde sie wenig gebraucht.

Wenn ich sage, der Blick dieser Frau, so oft ich sie so reiten und in die Welt hinauslächeln gesehen, war mir wie ein ewiger Mai erschienen, so ist damit für ihren Charakter nichts festgestellt. Es giebt immer Lächelnde, die daheim sehr unmulthig die Stirn runzeln können. Ihr Reiten ließ sogar auf capriciöse Gefallsucht, Leidenschaft schließen. Ich wußte, daß sie unter ihrem Vornamen „Therese“ ein Buch mit Reiseberichten und Aphorismen herausgegeben hatte, „Briefe aus dem Süden“. Es waren Eingebungen des kindlichen Herzens. Die Tochter hatte diese Eindrücke ihrem Vater mitgetheilt, dieser zeigte sie einem Freunde, dem bekannten braunschweigischen Appellationspräsidenten von Strombeck, der sie für druckenswerth erklärte. Die Schule des Stils, worin diese Mittheilungen geschrieben waren, lag in Paris oder Petersburg. Dadurch war hier und da etwas Rhetorisches in die Diktion gekommen, doch zugleich manche Feinheit, die der vulgären deutschen Schreibweise nicht eigen zu sein pflegt. Ich hatte in meinem „Telegraphen“ das Buch mit Wärme gelobt.

In jenem Billet schrieb sie mir, daß sie der Unglücksvorstellung beigewohnt und sich über die Machinationen der siegreichen Partei geärgert hätte. Der vernünftige Theil des Publikums hätte den Gang und die Moral des Stücks in meinem Sinne auf sich wirken lassen. Inzwischen hätte sie sich in die Vorstellung meiner Verstimmung versetzt und forderte mich auf, mich in ihrem

Hause aufzuheitern. Ihr Gatte sei derselben Meinung. Am besten, wenn ich sogleich am nächsten Tage zu Tisch käme.

Ich folgte der Einladung und erlebte, daß mein Hamburger Schicksal der „Schule des Reichen“ der Anlaß zu einer durchgreifenden Neugestaltung meiner Lebensbeziehungen werden sollte. Ich lernte die höhere Gesellschaft kennen, Diplomaten, die in späteren Jahren an die ersten Gesandtschaftsstellen Europa's kamen, Senatoren, Bürgermeister, durchreisende Staatsmänner, berühmte Gelehrte. Der Vater meiner neuen Gönnerin und Freundin war ein anerkannter Mineralog. Oft saß ich in seinem Häuschen an der Raffamacherreihe und debattirte an seiner Tafel über Krieg und Frieden, Wissenschaft und Kunst, Preßfreiheit und Censur, Rußland und Deutschland. An eine ihm zu Gefallen zu modificirende Aeußerung meiner Ansichten dachte der gütige alte Herr nicht.

Daß sich der Dank, den ich für eine so zarte Aufmerksamkeit und Vertiefung in eines Andern Leben und Stimmung auszusprechen und zu bethätigen hatte, nicht mit dem kalten Ton des Verstandes aussprechen konnte, daß sich dieser vielmehr von Tage zu Tage mehr in der Region des Herzens bewegte, wird Jeder begreifen, dessen Gefühlsweise nicht ganz durch unsre sozialen Vorurtheile unterjocht ist. Was auch die folgenden Seiten bringen werden, es denke sich der geneigte Leser darunter gleichsam nur den Notensatz der obern Stimme. Die untere, der Grundton, fehlt.
